



tredition®
www.tredition.de

Tilly Klinke

Eh nur Gast auf Erden



tredition®

www.tredition.de

© 2021 Tilly Klinke

tillyklinke@gmx.de

Umschlag, Illustration: Sara Contini-Frank

Verlag und Druck:

tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-347-25485-5

e-Book: 978-3-347-25487-9

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung

Kapitel 1

Bis hierher bin ich gekommen. Ich atme tief durch und befehle mir, stolz auf mich zu sein. Die Kellnerin mit den Mega-Laufmaschen vorn an beiden Beinen bringt mir den bestellten Kaffee. Ich umklammere die Tasse mit beiden Händen, die Wärme beruhigt mich etwas. Vor der Scheibe eilen einzelne Gestalten durch den Nieselregen. Zu ungemütlich zum Bummeln, eigentlich auch zum Einkaufen oder überhaupt zum Rausgehen. Wie immer.

Nein, nein, nein, Korrektur: Das Wetter ist nicht immer schlecht. Die Sonne hat weiter geschienen, auch die letzten 6 Wochen und 3 Tage. Gelegentlich. Die Sonne ist noch da, die Erde dreht sich, es gibt Cafés. Und Kellnerinnen, die sich die Mühe machen, ihre Strumpfhosen symmetrisch aufzuschlitzen, um ihrem Outfit eine persönliche Note zu geben. Alles wie vorher. Ich lebe weiter. Ich bin nichts Besonderes. Auch andere können das.

Starrt mich da jemand an? Ein kleines Mädchen ein paar Tische vor mir. Ungefähr fünfjährig, strähniges dunkelblondes Haar mit blauer Spange schräg zurückgesteckt, große Augen unverblümt auf mich gerichtet. Ich merke, dass ich stocksteif sitze, lockere mich, will dem Mädchen zulächeln, aber gerade noch fällt mir ein, dass ich heute auf keinen Fall auffallen darf. Wenn ich mit einem Kind Blickkontakt herstelle, dann wird es mich weiter im Auge behalten, wird womöglich später beschreiben können, mit wem ich mich treffe. Blöde Situation.

Wie bescheuert bin ich eigentlich, einen Job zu machen, bei dem ich nicht mal ein Kind anlächeln kann? Ich drehe mich weg von dem Kind und stelle die Tasse mit so viel Wut ab, dass Kaffee herausschwappt und auf meinem Knie landet. Während ich ein Taschentuch aus meiner Handtasche zerre und versuche, das heiße Gebräu damit aus der Jeans zu saugen, ist mir klar, welch tolles Schauspiel ich für das Mädchen biete. Ich schaffe es, nicht hinüberzusehen und bin durch die Aktivität immerhin

so munter geworden, dass ich einen neuen Gedanken fassen kann: Ein Gottesurteil muss her! Komisch eigentlich, dass ich darauf nicht früher gekommen bin. Hilft Menschen seit Jahrtausenden, wahrscheinlich Millionen Jahren. Also: Wenn der Kunde kommt, bevor ich meinen Kaffee ausgetrunken habe, dann gehe ich vor wie geplant. Wenn nicht, dann spaziere ich quasi sündenfrei aus dem Café und suche mir einen anderen Job. Irgendwas werde ich schon finden. Ich bin so begeistert von meiner Idee, dass ich grinse. Das Mädchen grinst zurück. Mist.

Zügig leere ich die Tasse und winke dabei schon mal die Laufmaschinen heran. Ich muss ja nicht unnötig bummeln, das wäre sonst wie Schummeln. Ein unredlicher Versuch, das Gottesurteil zu beeinflussen. Während ich hastig bezahle, schiebt sich eine stabile ältere Frau in einem unglaublich abgewetzten grauen Lodenmantel an meinen Tisch und stellt ihre Handtasche auf dem Stuhl neben mir ab. Ganz schön ungeduldig, die Menschen in Oldenburg, zumal noch etliche Tische frei sind. Außerdem schaut sie mir pausenlos direkt ins Gesicht, während ich mich erhebe und meinen Mantel von der Stuhllehne pelle.

»Sie sind die *Helfende Hand*?«, fragt sie, in einem Ton, der klarmacht, dass sie keinen Zweifel daran hat. Warum auch. Ich bin zur verabredeten Zeit am verabredeten Ort, auf dem Tisch liegt eine Biographie über Goethe. Das Erkennungszeichen. Viele davon werden im Café Extrablatt wohl nicht herumliegen. Ich setze mich und gehe in Gedanken fieberhaft die wenigen Zeilen durch, die wir im Internet gewechselt haben. Der Kunde ist eine Kundin. Passt. Bin ich nur nicht drauf gekommen. Die Person hatte überhaupt nicht viel von ihrem »Projekt« verraten, was mir sehr entgegenkommt. Kriminelle Tätigkeiten im Netz zu erörtern, gehört ja nicht zu den schlauesten Maßnahmen. Sie sieht nicht aus wie eine Geisteswissenschaftlerin. Schade. Ich dachte, ich hätte meine Kleinanzeige im *Weser-Kurier* so formuliert, dass meine Präferenzen deutlich wurden.

Oder besser gesagt die Grenzen meiner Fähigkeiten. Wie soll ich in Fachgebieten als Ghostwriterin arbeiten, von denen ich nicht die leiseste Ahnung habe? Und die mich auch null interessieren?

»Schön, dass Sie mich gefunden haben«, lüge ich. Thomas kichert.

»Wären Sie bereit, für diese Arbeit zu verreisen? Das muss zuerst geklärt werden.«

Ich zögere. Seit 6 Wochen und 3 Tagen habe ich das Haus so wenig wie möglich verlassen. Was, wenn Thomas kommt, und ich bin nicht da?

»Wie weit verreisen? Und wie lange?«, frage ich wenig begeistert.

»Zehn Tage Toskana, selbstverständlich auf meine Kosten, dazu 300€ am Tag für Ihre Arbeit. Ich erwarte einen knappen Telefonbericht täglich.«

Täglich? Wieso täglich? Hatte ich nicht in meiner Kleinanzeige einen Betrag pro geschriebener Seite angegeben? Welchen Sinn macht tägliche Bezahlung? Was, wenn ich keine Seite zustande bringe?

»Wie viele Seiten brauchen Sie?«, versuche ich etwas Klarheit ins Dunkel zu bringen.

»Es geht hier mehr ums Forschen als ums Schreiben. Zehn Tage Feldforschung, dabei wie gesagt, täglich kurzer Bericht.«

Zum ersten Mal scheint sie nachzudenken und zu improvisieren: »Schriftlich reicht ein zweiseitiger Abschlussbericht völlig.«

Feldforschung in Italien. Diese Frau ist nicht nur keine Geisteswissenschaftlerin, sie ist gar keine Wissenschaftlerin, verdient ihr Geld eher nicht mit Kopfarbeit. Sie ist das Herrschen gewohnt, vielleicht Geschäftsfrau mit eigenem Betrieb oder Hausfrau und Familienoberhaupt. Jedenfalls von Befehlspfeifern umgeben. Wie passt Italien da rein? Lebensmittelbranche, Gastronomie, Mafia, überschlagen sich die Assoziationen. Thomas steht plötzlich hinter dem Lodenmantel und

schmunzelt mich mit hochgezogenen Brauen an. Das soll heißen: »Und ich bin der mit den Klischees?«

»Können Sie mir diese Feldforschung näher beschreiben?«

Sie fischt einen Umschlag aus ihrer gruselig altmodischen Kunststoff-Handtasche, nimmt ein Foto heraus und legt es vor mir auf die Tischplatte. Ein Mann um die 70 ist darauf zu sehen, schütteres Haar, eine große rote Nase und leuchtende Augen, ein lachender Mund mit unzähligen Lachfalten drum herum, offenbar durch ständigen Gebrauch eingegraben.

»Dieser Mann steht im Verdacht, große Summen veruntreut zu haben. Er und seine Frau werden mit dem Reiseunternehmen Glück-auf-6-Rädern zehn Tage durch die Toskana fahren. Möglicherweise will er versuchen, dort das veruntreute Geld in einer Immobilie anzulegen. Sie haben nichts weiter zu tun, als mitzufahren, ihn zu beobachten und herauszufinden, ob er sich mit Maklern oder Bankern trifft. Da es sich um eine Bildungsreise mit viel gemeinsamem Programm handelt, dürfte es nicht so schwer sein, ihn im Auge zu behalten.«

Beschattung.

Detektivarbeit.

Ist das hier etwa das Gottesurteil? Mir wird diese Frau geschickt, die meine Anzeige nicht kapiert hat und mich für eine Privatdetektivin hält? Das würde bedeuten, dass ich mich nicht schuldig machen muss durch Betrug an der Wissenschaft. Keine Doktorarbeiten schreiben muss für in Zeitnot geratene oder intellektuell überforderte Menschen mit Gier nach dem Dokortitel.

Lodenmantel hat in meinem Gesicht gelesen, dass ich positiv überrascht bin und holt einen weiteren Umschlag aus der albernen Handtasche. Dieser ist größer als der erste und prall mit gefalteten DIN A4 Bögen gefüllt, soviel ist zu erkennen.

»Die Reiseunterlagen schauen Sie sich zuhause in Ruhe an. Wenn Sie mir jetzt Ihren Namen, Ihre Anschrift und Nummer des Personalausweises verraten, dann werde ich Sie für die Fahrt anmelden.«

Ich gebe mir einen Ruck und ihr die Informationen. Damit ist der Beschluss gefasst. Bereuen kann ich es ja immer noch, wenn es zu spät ist. In Gedanken sortiere ich die Fragen, die noch offen sind und will gerade die erste stellen, da erhebt sich Lodenmantel, verkündet: »Melden Sie sich nicht bei mir, ich melde mich bei Ihnen«, und rauscht ab.

Etwas benommen ziehe ich die Papiere aus dem Umschlag, den ich eigentlich zuhause aufmachen soll. Was soll's. Ich bin ja nun doch keine Kriminelle und kann besten Gewissens in einem Café meine Arbeitsunterlagen herausholen. Auf der ersten Seite der fröhlich-bunten Unterlagen von Glück-auf-6-Rädern lese ich in fetten Lettern »Glanzlichter im Herzen Italiens«. Mir springt der Reisettermin ins Auge: 4.-14. April. Heute ist... Das ist übermorgen. Panik durchflutet mich, ich springe auf, schnappe mir den Goethe, eile Richtung Kellnerin, erinnere mich, dass ich schon bezahlt habe, stürme auf die Straße, scanne ohne viel Hoffnung die Fußgängerzone nach dem Lodenmantel ab, und sehe ihn tatsächlich am Lappan um die Ecke biegen. Bestimmt will sie zur Bushaltestelle. Ich renne hinterher, während zwei Linienbusse die Straße entlangfahren. Wenn einer davon ihrer ist, werde ich's nicht schaffen.

Als ich um die Ecke biege, fährt der erste Bus schon wieder los, der zweite steht noch, schließt aber soeben seine Türen. Die Frau steht nicht an der Haltestelle. Keuchend erreiche ich die hintere Tür, die geschlossen bleibt. Im Seitenspiegel sehe ich, wie der Fahrer mit dem Daumen nach hinten winkt. Soll wohl heißen »Nimm den nächsten.« Und weg ist er, mitsamt Lodenmantel. Übermorgen eine Reise zu beginnen kann ich unmöglich schaffen, ich muss noch so viel regeln, Gespräche führen und überhaupt. Viel zu plötzlich.

Von rechts kommt jemand etwas zu nahe an mich heran. Dem Äußeren nach ein Obdachloser. Ich weiche einen Schritt zur Seite, denn ich war es, die ihm zu nahe gerückt war, oder besser gesagt seinem Arbeitsplatz. Er durchzieht den Müllimer einer gründlichen Untersuchung. Im Stillen bewundere ich

ihn für seinen Einsatz bei diesem Schietwetter und nicht zum ersten Mal in den letzten Wochen frage ich mich, ob dies auch eine Karriere für mich sein könnte. Wie ist dieser Mann in diese Situation geraten? Durch Arbeitslosigkeit? Verlust einer Partnerin? Eines Partners? Eines Kindes? Nie geheilte Verletzungen aus frühester Kindheit? Ich sehe mich in kaputten Sportschuhen und drei übereinander gezogenen Jacken durch die Oldenburger Innenstadt schlurfen, eine Strickmütze über die ungewaschenen Haare gezogen, in jeder Hand drei Plastiktüten mit Schätzen wie Pfandflaschen. Nirgends könnte ich mich hinsetzen, ohne abschätzigen Blicken, Kommentaren oder Pöbeleien ausgesetzt zu sein. Immer auf der Hut. Aber das Schlimmste wäre für mich vermutlich die Kälte. Ständig kalte Finger, kalte Füße. Reiß dich zusammen, Tilly, es wird nicht soweit kommen. Für mindestens ein Jahr bist du sowieso abgesichert. Und hast du nicht gerade einen Job angenommen? Du wirst nicht abrutschen, du schaffst es. Inzwischen ist der Obdachlose auf mich aufmerksam geworden. Kein Wunder - ich starre ihn an. Misstrauisch und feindselig schaut er zurück.

»Das ist meiner, der lag im Müll«, faucht er, während er sich einen noch trocken aussehenden Mantel anzieht. Grauer Loden. Endlich werde ich munter. Seinen giftigen Blicken trotzend trete ich an den Mülleimer heran, stopfe um die Hände frei zu bekommen den feucht gewordenen Goethe in meine Manteltasche und sehe die billige Plastiktasche im Eimer stecken. Rasch ziehe ich sie heraus, öffne sie und schütte sie aus. Nichts. Auch bei Inspektion der Seitentaschen findet sich nichts. Alles Verkleidung. Lodenmantel ist nicht mehr. Sie hatte sich Mantel und Tasche nur zu diesem Zweck zugelegt und sich der beiden Accessoires sofort entledigt. Dann muss ich mir wohl für meine Kundin einen neuen Namen ausdenken. Stumm reiche ich meinem Kollegen die Handtasche, die er mit verächtlichem Schnauben zurück in den Eimer wirft, dann steige ich in den nächsten Bus zum Hauptbahnhof und nehme den Zug zurück nach Bremen.

Während jenseits der Fensterscheibe die feucht-graue Flachlandschaft vorüberzieht, beschließe ich, die Ereignisse als belanglos einzustufen. Meine Kundin ist sicher eine Frau, die sich mit diesen Verkleidungsspielchen Farbe und Geheimnisse ins triste Leben zaubern will. Und das bereitet ihr so viel Freude, dass sie bereit ist, dafür viel Geld auszugeben. Obwohl, wer weiß? Noch habe ich kein Geld gesehen.

Der Mann auf dem Foto soll Geld veruntreut haben. Dass sie mir eine anständige Bezahlung angeboten hat, passt zugegebenerweise besser ins Bild, wenn tatsächlich viel Geld im Spiel ist. Zerknirscht muss ich mir eingestehen, dass mich die Hässlichkeit des Mantels und der Tasche so erfolgreich geblendet hat, dass ich überhaupt nichts anderes an der Frau bewusst wahrgenommen habe. Ich bin nicht in der Lage, sie zu beschreiben. Da ist also noch viel Entwicklungsraum für eine zukünftige Detektivin.

Dann trifft es mich mit voller Wucht. Ich habe Thomas im Café vergessen. Er hatte hinter Lodenmantel gestanden und dann? In meiner Eile, Lodenmantel noch zu erwischen, war ich aus der Tür gestürzt ohne mich umzusehen. War er mir gefolgt? Hatte ich ihm die Tür vor der Nase zugeknallt? Was, wenn er nach Betriebsschluss im Café eingesperrt würde? Würde er nicht mehr auftauchen? Wäre das wirklich das Ende? Fieberhaft rechne ich durch, ob ich das Café noch erreiche vor Toreschluss, wenn ich in Bremen auf dem Absatz kehrt mache und zurückfahre. Unmöglich.

In der telefonischen Beratung hatten sie mir praktische Tipps gegeben für akute Zustände. Tief ein- und ausatmen scheint der einfachste davon. Das versuche ich jetzt ganz konzentriert, schließe dafür die Augen, denn sonst will ich draußen jeden weiteren Baum zählen, der sich zwischen Thomas und Bremen stellt. Ich versuche beruhigend auf mich einzureden. Nichts spricht dafür, dass Thomas überhaupt Hilfe braucht, um durch eine Tür zu gehen. Oder dass er eine Tür braucht. Ich habe keine Ahnung, wie er heute nach Oldenburg gekommen

ist. Meistens ist er bei uns zuhause. Wenn ich den wöchentlichen Einkauf erledige, taucht er gelegentlich neben mir auf, wenn ich schon an der Kasse stehe, und wirft einen missbilligenden Blick in den Einkaufswagen. Um ihn nicht abzuhängen, habe ich mir angewöhnt, beim Betreten und Verlassen des Supermarktes in der geöffneten Tür zu verweilen. Tatsächlich durchgehen sehen habe ich ihn aber nie. Möglicherweise geht er durch die Scheiben.

Andere Orte habe ich nicht aufgesucht seit seiner Beerdigung.

Im Bremer Hauptbahnhof lasse ich mich von der Menge zu den Bushaltestellen schieben und schaffe es irgendwie nach Hause. Im Büro ist er nicht, sieht alles unberührt aus. Ich rufe nicht nach ihm, denn ich habe längst begriffen, dass Gespräche nur von seiner Seite aus begonnen werden. Während ich durch alle Zimmer renne, wird der Kloß in meinem Hals immer dicker. Ich bin so erschöpft, dass ich mich sofort ins Bett legen und mich in den Schlaf weinen will. Ich schleppe mich zurück zum Schlafzimmer, doch da steht er in der Tür und seufzt.

»Na na, jetzt geh erstmal in die Küche und mach dir was zu essen.« Er hat wieder nach Hause gefunden.

Vor Erleichterung heule ich jetzt richtig und trotte gehorsam in die Küche, hole mehr tastend als sehend eine Dose Ravioli vom Regal, öffne sie und schütte die Masse in einen Topf.

»Beim nächsten Einkauf musst du aber wirklich mal etwas anderes mitbringen. Du kannst dich nicht ewig von Ravioli ernähren. Du musst besser auf dich achtgeben, Tilly.« Dabei schaut er mich mit einer Mischung aus Vorwurf und Zärtlichkeit an. Plötzlich bin ich stinkwütend.

»Ich soll auf mich achtgeben? Das sagt der, der sich mal eben mit seinem Fahrrad zu Tode fährt? Und mich hier alleine lässt? Rate mal, wie gut mir das tut!« Ich werfe die leere Dose in seine Richtung und den Dosenöffner gleich noch hinterher. Eine neue Angewohnheit von mir. Früher habe ich nie mit Gegenständen geworfen, aber nun, da es so überhaupt keinen Zweck hat, reizt

es mich. Die Dose fliegt durch ihn durch, kracht an das Regal mit ca. zwanzig Geschwisterdosen, spritzt dabei Tomatensaft an die Wand und fällt dann zu Boden. Gefolgt vom Dosenöffner.

Ungerührt schaut Thomas in Richtung Herd. »Pass auf, dass dein kaiserliches Mahl nicht anbrennt.« Dann schnappt er sich die Tageszeitung und geht voran zum Esstisch. »Schön, dass du in die Toskana fährst«, sagt er während ich die Ravioli löffle. »Du wolltest immer schon dahin.«

Das stimmt, aber natürlich wollte ich mit ihm dahin. Außerdem war das Thema Reisen tabu. Unsere Firma hat noch nicht genug Gewinn abgeworfen, als dass wir uns mehr als ein verlängertes Wochenende im Inland spontan gegönnt hätten.

Korrektur: Vergangenheitsform. Unsere Firma hat nie genug Geld abgeworfen. Aber das war okay. Ich wollte immer gerne reisen, aber ich konnte auch warten und ihn hat es mehr belastet als mich, dass ich warten musste.

»Ich habe nicht nach einer Reise gesucht, sondern einen Job«, presse ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Und wenn du glaubst, dass ich mich freue, dann täuschst du dich.«

Ich werde dem Lodenmantel absagen. Ex-Lodenmantel. Und hier bleiben.

»Du wirst Sonne sehen und regelmäßige Mahlzeiten bekommen. Es wird dir guttun.« Und damit lässt er mich am Tisch sitzen, geht pfeifend die Treppe hoch, verschwindet im Schlafzimmer, von wo ich ihn rumoren höre. Als ich oben ankomme, hat er meinen Koffer vom Schrank geholt und vor dem Bett aufgeklappt. Gerade fischt er aus seinem Wäschefach seine Badehose und wirft sie mit großer Geste in den Koffer. »Und glaub bloß nicht, dass du mich so leicht abhängen kannst.« Und weg ist er.

Das weiß ich, und trotzdem suche ich ohne jede Hoffnung auf Erfolg nochmal das ganze Haus ab. Endlich nehme ich das Telefon, das mich schon die ganze Zeit anblinkt, um mir von

einem entgangenen Anruf zu berichten, und setze mich damit in die Küche. Wie erwartet, meine Eltern. Ich rufe sie zurück, sage meiner Mutter, dass es mir gutgeht, dass ich vielleicht einen Job habe, dass sie sich keine Sorgen machen müssen, dass ich müde bin und mich morgen wieder melde. Dabei schöpfe ich Kraft aus den Spritzern an der Wand und dem verbogenen Dosenöffner am Boden. Sie beweisen, dass das Gespräch mit Thomas stattgefunden hat.

Kapitel 2

Der Bremer Flughafen ist mir einigermaßen vertraut. Zwar liegen meine eigenen Flüge schon viele Jahre zurück - da war der Schulaustausch mit Spanien in Jahrgang 10 und ein Familienurlaub auf Rhodos noch früher - aber in den letzten Jahren habe ich mindestens einmal jährlich meine Eltern zum Flughafen gebracht und nach ihrem Urlaub wieder abgeholt. Ich stelle fest, dass die leichte Gereiztheit vor dem Einchecken, über die ich mich bei meinem Vater immer amüsiere, nun von mir Besitz ergreift. Gültige Papiere, EC-Karte, Reiseunterlagen, Handy und Ladekabel, Wäsche, Kulturtasche im Koffer. Thomas' Badehose habe ich in den Schrank zurückgelegt, denn Baden ist im Programm nicht vorgesehen. Stattdessen habe ich ihm einen warmen Pullover eingepackt. Auch in Italien kann es im April noch sehr frisch sein, mahnen die Online-Reiseführer. Und natürlich den Schlafanzug. Den, den ich nicht mehr gewaschen habe. Am dritten Tag hatte ich gemerkt, dass sein Geruch schon fast verflogen war, seitdem steckt der Schlafanzug tagsüber in einem Gefrierbeutel, verschlossen mit einem Clip. Außerdem im Koffer sind Schutz gegen Regen, Schutz gegen Sonne, Schutz gegen Panik.

Einen Haustürschlüssel samt Pflegeauftrag für unsere Zimmerpflanzen und das Aquarium habe ich schon gestern der Nachbarin übergeben. Petra war begeistert darüber, dass ich verreise.

»Eine sehr gute Entscheidung! Das ist genau das, was du jetzt brauchst und Thomas würde dir das auch gönnen«, flötete sie und mich durchfuhr der Gedanke, ob Thomas auch bei den Nachbarn zu kleinen Schwätzchen auftaucht und Petra deshalb so genau seine Meinung kennt. Aber das ist natürlich Blödsinn, denn dann würde sie nicht den Konjunktiv benutzen, sondern einfach feststellen: »Thomas gönnt dir das.«

Gerne hätte ich mich irgendwie auf meinen Job vorbereitet, aber da ich keinerlei Daten bekommen habe, konnte ich nicht

einmal versuchen, das Objekt meiner Bewachung zu googeln. Hoffentlich erkenne ich den Mann überhaupt, wenn ich ihn sehe. Es wimmelt im Flughafen von Männern seiner Altersgruppe, deshalb wird es wohl keinen Zweck haben, nach ihm Ausschau zu halten, bevor sich im Zielflughafen Rom unsere Reisegruppe herauskristallisiert.

Ohne Probleme kann ich einchecken und sehe meinen Koffer auf dem Band entschwinden. Ex-Lodenmantel hat es geschafft, mich in letzter Sekunde irgendwie unterzubringen als Ersatz für wen auch immer.

Plötzlich freue ich mich auf den Flug. Immerhin besteht eine kleine Wahrscheinlichkeit, dass wir abstürzen. Alternativ könnten wir in Brand geraten oder entführt werden und dann abstürzen wegen leergeflogener Tanks oder allesamt ermordet werden. Dann müsste ich morgens nie mehr aufstehen, die Haare waschen, mich anziehen, zum Einkaufen gehen und das Aquarium säubern. Alle Last dahin. Diese tröstlichen Gedanken tragen mich durch zwei Stunden Wartezeit, durch das Boarding und dann über die Gangway in den Flieger hinein. In den vorderen zwei Reihen installiert sich gerade eine Familie mit drei kleinen Kindern, das jüngste höchstens ein halbes Jahr alt. Offenbar gehören auch die ergrauten Herrschaften in Reihe 3 dazu, denn sie helfen wortlos und routiniert beim Sortieren. Und schon ist sie dahin, meine Heiterkeit. Die Idee, das ganze Flugzeug abstürzen zu lassen, treibt mir die Schamesröte ins Gesicht. Hinter mir schimpft jemand, ich solle gefälligst nicht den Betrieb aufhalten und ich stolpere weiter, finde meinen Platz in Reihe 13 und diese Zahl gibt mir Gewissheit, dass ich den Flug überleben werde. Pech halt.

Kaum sitze ich, da holt mich die Erschöpfung ein und ich werde erst wach, als sich ringsherum Unruhe ausbreitet. Menschen stehen im schmalen Gang, dehnen ihre Schultern, holen Jacken aus den Schließfächern und verrenken sich, um durch die Luken Blicke nach draußen zu erhaschen. Draußen ist eine weite geteerte Fläche mit Fahrbahnmarkierungen zu sehen,

sowie ein Terminal, das nicht nach Bremen aussieht. Ich habe den kompletten Flug verschlafen. Kommt vielleicht daher, dass ich in letzter Zeit ungern ins Bett gehe, und wenn doch, dann mit einer großen Thermoskanne Kaffee. Wäre schließlich zu ärgerlich, wenn Thomas auftaucht und ich verpenne es. Und wenn ich gar nicht erst einschlafe, kann ich auch nicht von den Albträumen heimgesucht werden, in denen ich ständig neuen Variationen von seinem Tod ausgesetzt bin. Doppelter Gewinn. Zwei Fliegen mit einer Kaffee-Klappe, würde Thomas sagen.

Der Reiseveranstalter scheint gut organisiert zu sein. Eine Kompetenz ausstrahlende ca. 50-jährige Frau in himmelblauem Blazer zu weißer Jeans hält lächelnd ein Schild hoch, auf dem die Worte »Glanzlichter im Herzen Italiens« neben dem Firmenlogo prangen. Sie braucht keine zehn Minuten, bis sie alle Elemente der Reisegruppe eingesammelt und auf ihrer Namensliste abgehakt hat. Auch mein Name hat es bereits in ihre Liste geschafft. Dann führt sie die Herde wenige Schritte weiter, ruft eine technische Pause aus und wartet, bis alle von den Toiletten zurückgekehrt sind, um danach zügig voranzuschreiten zur Bushaltestelle.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie so direkt anspreche, aber ich habe ein kleines Problem. Mein Mann hat unsere Medikamententasche in letzter Minute wieder aus dem Koffer geholt und jetzt habe ich keine Reiseapotheke dabei. Ich mache gerade eine kleine Sammlung in der Gruppe. Schlaftabletten und Nasenspray gegen Schnupfen habe ich schon. Haben Sie zufällig ein Abführmittel, von dem Sie etwas abgeben können? Natürlich erstatte ich alles zurück, wenn wir Gelegenheit haben, eine Apotheke aufzusuchen.«

Eine wettergegerbte Frau mit rot gefärbtem Bubikopf läuft neben mir her und lächelt mich nervös an.

»Wenn Sie Ihrerseits irgendetwas brauchen, sagen Sie Bescheid, wir müssen ja alle zusammenhalten, nicht wahr?«, schiebt sie nach.

»Ich würde Ihnen gerne helfen, aber ich habe kein

Abführmittel dabei. Und überhaupt keine Medikamente«, ergänze ich sicherheitshalber, damit sie nicht nochmal wegen Halsschmerztabletten, Sportsalbe, Blasenpflastern, Desinfektionsspray oder Nierentee vorbeikommt. Zusammenhalten? Ich suche keine Freunde hier, ich habe eine Mission und werde mich bestimmt nicht amüsieren. Während die Pillensammlerin eine andere Reiseteilnehmerin anspricht, lasse ich langsam meinen Blick über die vor mir Laufenden gleiten, obwohl ich von hinten mit Sicherheit niemanden erkenne, den ich nicht mal kenne.

Unser Bus ist hinter der Windschutzscheibe mit der gleichen Informationstafel ausgestattet, wie unsere Reiseleiterin sie hat. So gut betreut bin ich seit Kindergartenzeiten nicht gereist. Unwillkürlich frage ich mich, ob der Grad der Betreuung in Zusammenhang steht mit den intellektuellen Möglichkeiten der Reisegruppe, aber ringsum sehen alle recht unverdächtig aus, jedenfalls nicht so, als benötigten sie Betreuer.

Paare sind am häufigsten vertreten, aber es gibt auch eine Gruppe von Frauen im erwerbstätigen Alter, vier soweit ich sehe, außerdem einen hochgeschossenen Jungen, der schulpflichtig aussieht. Zu wem er gehört, kann ich nicht erkennen, er hält sich lustlos und schweigend am Rande auf. Von den Paaren scheinen sich einige untereinander zu kennen, denn sie plaudern entspannt miteinander, ohne sich dabei gegenseitig in Augenschein zu nehmen. Durchschnittsalter gefühlt 70 plus.

Vor der Bustür ist es inzwischen zu einem kleinen Stau gekommen und irgendwie sind plötzlich alle Frauen vor mir, die eben noch hinter mir liefen. Die zugehörigen Männer treffe ich an den Gepäckluken, wo wir unsere Gepäckstücke dem beschlippten Mann anvertrauen, der seine fast zwei Meter Körperlänge irgendwie in den Laderaum geklappt hat, von innen die Koffer entgegennimmt und platzsparend stapelt und zusammenschiebt. Fasziniert schauen die Rentner und ich zu, wie sich der Fahrer gleich einer Riesenkatz in der Luke windet und hingebungsvoll seine Arbeit erledigt, wobei er sich nicht zu schade